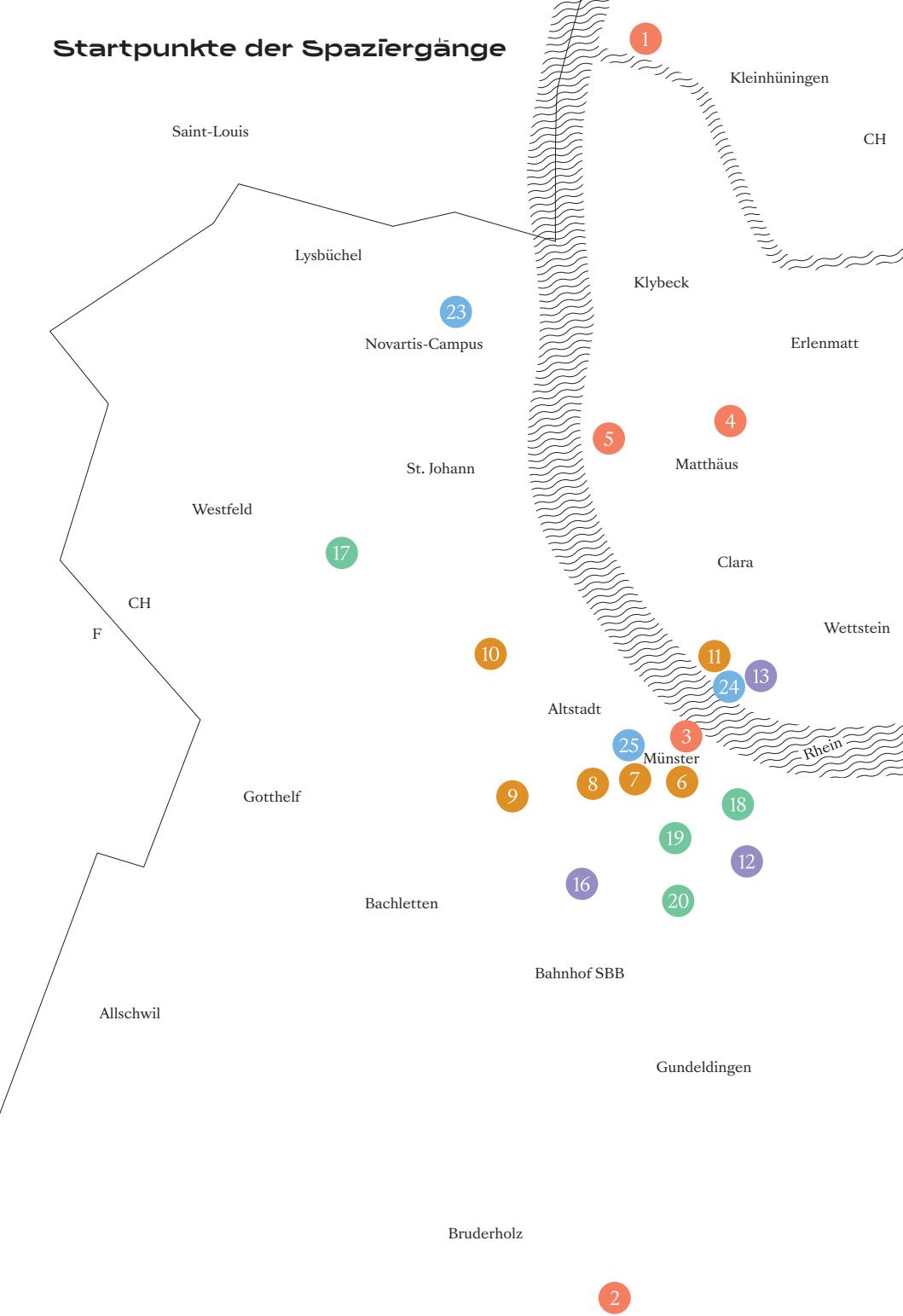


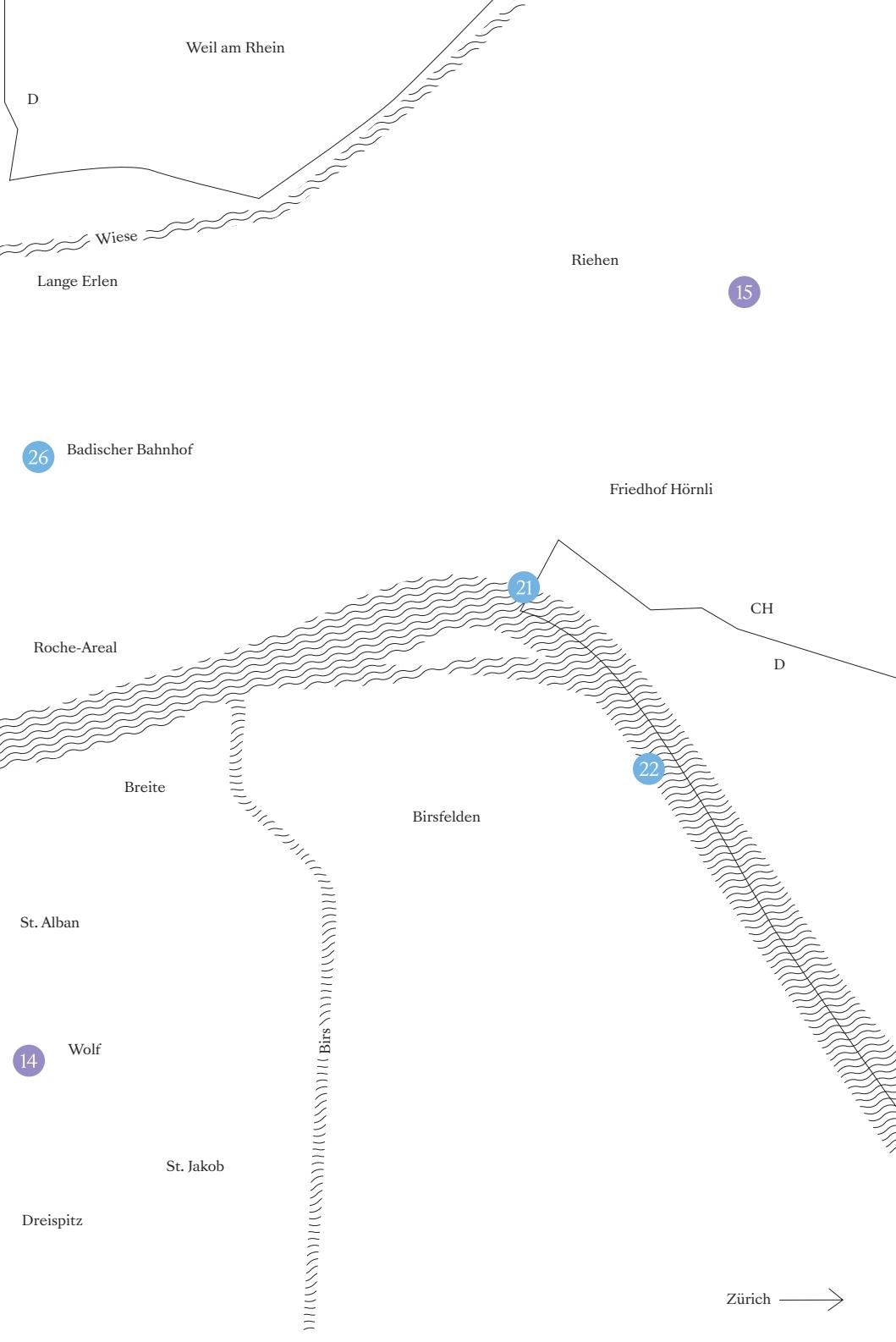
Lukas Schmutz

Basel, 26 Spaziergänge unter wegs

Christoph Merian
Verlag

Startpunkte der Spaziergänge





*To Roudabeh and Leila
Thanks for inspiration and support*

Übersichten

Eine vertikale Stadt im Werden	20
Spaziergang 1 mit Jacques Herzog	
Bernoulli-Silo — Uferstrasse — Dreirosenbrücke —	
Restaurant Rhyschänzli	
Die Türme, das Leben und die Ewigkeit	36
Spaziergang 2 mit Caroline Schröder Field	
Ehemaliges Radio Studio — Aussichtspunkt Bruderholz —	
Margarethenpark — Münster	
Der Hauptsitz, die Pharma und	48
das Unsichtbare	
Spaziergang 3 mit Severin Schwan	
Münster — Pfalz — Wettsteinbrücke — Roche-Areal	
Umgehen mit der Provokation	64
Spaziergang 4 mit Dorothee Huber	
Hammersiedlung 1 — Clarastrasse — Messeplatz —	
Erlenmatt — Hammersiedlung 1	
Konsequent mit dem Bestand bauen	74
Spaziergang 5 mit Sarah Barth	
Bärenfelserstrasse — Klybeck K90 — Erlenmatt — Lysbüchel	

In der Altstadt

Den Städtebau der Kulturstadt auf Klima trimmen

86

Spaziergang ⑥ mit Esther Keller

Münsterplatz II — Bäumleingasse 9 — Stadtcasino —

Barfüsserplatz — Gymnasium Leonhard — Münsterplatz II

Grosse Gefälle, kurze Wege

100

Spaziergang ⑦ mit Ueli Mäder

Barfüsserplatz — Freie Strasse — Münsterplatz —

Pfalz — Rheinsprung

Die Musik im modernen Kopf der Stadt

112

Spaziergang ⑧ mit Sol Gabetta

Musik-Akademie — Stadtcasino — Martinskirche —

Münsterplatz

Gesundheit im Zentrum der Stadt

126

Spaziergang ⑨ mit Manuel Battegay

Synagoge — Spalenberg — Totentanz —

Universitätsspital Klinikum 2 — Mittlere Brücke

Wie das Stadtbild Frauen-diskriminierung zeigt

140

Spaziergang ⑩ mit Sophie Bürgi

Universitätsbibliothek — Kollegiengebäude —

Heuberg 12 — Mittlere Brücke — Kaserne

Politik als kluge Begleiterin

152

Spaziergang ⑪ mit Georg Kreis

Arbeitsamt — Rheingasse — Mittlere Brücke — Schiffflände

Peripherie und Zentrum

Weiterbauen – aus dem Regelwerk der Stadt Spaziergang (12) mit Beat Aeberhard Bau- und Verkehrsdepartement — Theaterplatz — Barfüsserplatz — Lysbüchel	162
Auf dem dritten Weg in Richtung Westfeld Spaziergang (13) mit Eva Herzog Restaurant Hirschenneck — Kaserne — Fischmarkt — Westfeld	176
Stadt kern, schwer verletzt Spaziergang (14) mit Christof Wamister Güterbahnhof Wolf — Hardstrasse 45 — Universitätsspital Klinikum 1	190
Bauen und Weiterbauen am Messeplatz Spaziergang (15) mit Meinrad Morger Riehen (Haus Huber — Siedlung Bündten — Friedhof Hörnli) — Messeplatz — Claraturm	202
Zur Lebendigkeit von Stadtmauern Spaziergang (16) mit Matthias Ackermann Heuwaage — Hochhaus Steinentor — Steinenvorstadt — Barfüsserplatz — Klybeck Mauerstrasse	214

Beim Bahnhof

- Stadtauftakt mit Terrasse** 226
Spaziergang (17) mit Paola Maranta und Quintus Miller
Antoniuskirche — Baloise Park / Kunsthalle —
Turmhaus Aeschenplatz — Baloise Park
- Das museale Basler Fundament des Zürcher Hochhaus-Revivals** 240
Spaziergang (18) mit Annette Gigon
Kunstmuseum — Wettsteinbrücke — Bahnhof SBB —
Zürich Hauptbahnhof — Zürich Europaallee
- Dreispitz Nord oder die Schichten der Nachhaltigkeit** 254
Spaziergang (19) mit Beat von Wartburg
Elisabethenkirche — Bahnhof SBB — Güterstrasse —
Dreispitz Nord
- Die junge Seite der Architektur** 268
Spaziergang (20) mit Lukas Gruntz
Gymnasium Kirschgarten — Baloise Park — Nauentor —
Meret Oppenheim-Platz

Am Rhein

Eine Komposition aus der Basler Geschichte

Spaziergang (21) mit Pierre de Meuron

Basler Ruderclub — Grenzacherstrasse — Solitude-Park —

Roche-Areal — Peter Rot-Strasse

280

Auf dem Rhein durch die Stadt

298

Spaziergang (22) mit Yvon-Robert Goujon

Hafen Birsfelden — Schleuse Kembs —

Schleuse Ottmarsheim — Schleuse Kembs — Hafen Birsfelden

Campus auf dem Weg in die Stadt

308

Spaziergang (23) mit Jörg Reinhardt

Novartis-Campus: Forum — Fabrikstrasse 15 — Virchow 16 —

Rheinpromenade — Novartis Pavillon

Die Hochhäuser der Obdachlosen

322

Spaziergang (24) mit Michel Steiner

Kleinbasler Rheinbord — Claraplatz — St. Johans-Platz —

Elsässerstrasse 22

«Gannet» – eine Zwischenutzung wird verankert

334

Spaziergang (25) mit Katja Reichenstein

Café I Favoriti — Fischmarkt — Ueli-Fähre — Holzpark Klybeck

Die prägende Präsenz des Rheins

348

Spaziergang (26) mit Peter Suter

Badischer Bahnhof — Gewerbeschule — Grenzacherstrasse —

Schulhaus Sandgruben

Ein Basler Panorama

26 Ansichten der Stadt

Basel ist Schauplatz einer bemerkenswerten städtischen Verwandlung. Nah beim historischen Zentrum entstehen Hochhäuser von für Schweizer Verhältnisse ausserordentlicher Höhe und in so grosser Zahl, dass das Stadtbild wie neu gezeichnet wird. Wer sich in Basel aufhält und in der Stadt bewegt, wird Zeuge davon. Auf dem Roche-Areal wächst der erste Schweizer Hochhaus-Cluster – eine ganze Gruppe von Hochhäusern. Im Wochenrhythmus ist dort seit geraumer Zeit Neues zu entdecken. Stockwerk für Stockwerk, Fassade für Fassade, Bau für Bau, sichtbar von fast überall in der Stadt und weit über sie hinaus. Die Stadt schaut zu, wie da ein neues Zentrum heranwächst. Nichts weniger. Und auch abgesehen vom Roche-Cluster ist die Veränderung an vielen weiteren Orten der Stadt unübersehbar. Der Messe-turm hat mit dem Claraturm einen Hochhaus-Nachbarn erhalten. Der Bahnhof SBB wird seit Kurzem vom Baloise-Turm auf der einen Seite und vom Meret Oppenheim-Haus auf der anderen deutlich überragt. Und der Eindruck der Veränderung setzt sich auf den diversen Transformationsarealen – Lysbüchel, Dreispitz, Klybeck ... – nahtlos fort. Diese Entwicklung läuft nun schon eine gute Weile, doch die Pläne für weitere Grossbaustellen sind gemacht. Die Stadt ist unterwegs und mitten im Wandel.

Auf 26 Spaziergängen durch Basel habe ich diverse Persönlichkeiten zu dieser Veränderung befragt. Von den Gestalterinnen und Gestaltern des Wandels wollte ich wissen, was die Entwicklung antrieb und weitertriebt, und auch, welche städtebaulichen und gestalterischen Ideen dafür massgebend waren und sind. Zugleich interessierte mich auf einer zweiten Ebene, wie Menschen aus ganz verschiedenen Bereichen des städtischen Lebens dies alles wahrnehmen: Wie wirkt sich der Wandel auf Basel aus, mit dem Vielen, das er berührt, darunter nicht zuletzt die Menschen, die hier leben? Der Ansatz des Buches ist es, dass aus dem Nebeneinander der verschiedenen Perspektiven ein interessantes Bild der städtischen

Veränderung insgesamt entsteht. Denn – wie Geschichte überhaupt – gleicht die Entwicklung der Stadt einem Fluss mit verschiedenen Armen. Die Architekturgeschichte etwa bewegt sich nicht aus sich selbst, sondern sie ist getrieben zum Beispiel von den Strömungen der Wirtschaft oder wird in politischen Flussbetten kanalisiert. Gelegentlich nimmt sie Wasser aus dem Lauf der Kunstgeschichte auf oder gerät an anderer Stelle in die Wogen des Zeitgeistes. Darum geht der Blick mit den unterschiedlichen Persönlichkeiten in diesem Buch auf ganz verschiedene Arme des dennoch zusammengehörigen Flusses der städtischen Entwicklung unserer Zeit.

Erfreulicherweise waren die Gesprächspartnerinnen und -partner, die ich mir wünschte, fast ausnahmslos offen für das Projekt. Dazu gehörten selbstverständlich die Architekten und Architekten der neuen Hochhäuser sowie die Spitzen der grossen Pharmaunternehmen. Sie stehen im Zentrum der Veränderung. Zudem ging ich auf verschiedene Persönlichkeiten des gesellschaftlichen und des öffentlichen Lebens zu, die mir für die Beobachtung besonders interessant erschienen. Wichtig war mir die Zusammensetzung der Gesprächspartnerinnen und -partner als Ensemble. Ich versuchte, durch die Auswahl – trotz der für ein Buch nötigen Beschränkung auf eine kleine Anzahl an Gesprächen – ein möglichst vielfältiges Bild der Stadt entstehen zu lassen. Ein spezielles Augenmerk richtete ich darauf, dass auch jüngere Generationen darin einen Platz finden und dass neben bekannten, in der öffentlichen Wahrnehmung präsenten Persönlichkeiten auch weniger prominente Stimmen zu Wort kommen. Das Verfassen und die Produktion des Buchs nahmen circa anderthalb Jahre – von Herbst 2020 bis Frühjahr 2022 – in Anspruch. Die Themen und Fragestellungen sind so angelegt, dass sie den Horizont der Tagesaktualität überschreiten. Dennoch sind einzelne Details bei Drucklegung des Buchs schon überholt. Im Kontext der Ansichten meiner Gesprächspartnerinnen und -partner bleiben diese aber als Mosaiksteine der Entwicklung interessant.

Die Gespräche fanden auf Spaziergängen statt. Einmal, weil das Reden über die städtische Verwandlung auf diese Weise anschaulich wird und direkt ins Atmosphärische der Stadt hineinführt: Stadtbeobachtung von unterwegs. Diese Methode hat ja eine starke Tradition, gerade auch in Basel. Hier hat der Soziologe Lucius Burckhardt demonstriert, dass man spazierend besonders gut erkennen kann, wie das Gebaute wirkt. Für meine Spaziergänge fand ich etwas Zusätzliches reizvoll: nämlich jeweils einen Ort kennenzulernen, der für die Stadterfahrung meines Gegenübers wichtig war und ist. Mir schien das ein geeigneter Kunstgriff zu sein, um eine persönliche Seite der städtischen Wahrnehmung meiner Begleiterinnen und Begleiter in den Blick zu bekommen. Denn was Stadt für die Menschen heisst, ist besonders von Erfahrungen an konkreten Orten geprägt: von Schulen, Sportplätzen oder Arbeitswegen zum Beispiel, von Kirchen, Museen oder Restaurants. Dort entsteht die Verbundenheit von Menschen mit Städten. Darum bat ich die von mir angefragten Persönlichkeiten, einen für sie wichtigen Stadtort als Ausgangspunkt unseres Spaziergangs und also ihrer städtischen Erzählung zu bestimmen. Von diesem Punkt gingen wir dann an einen Ort, an dem sich der aktuelle Wandel für mein Gegenüber besonders deutlich zeigt. Das Buch *«Basel, unterwegs»* ist stark von dieser speziellen Spaziergangsform geprägt.

Mit der Architekturhistorikerin Dorothee Huber begann der Spaziergang bei der Siedlung Hammer 1. Weil das für sie ein exemplarisch gutes Wohnbauprojekt der Stadt ist. Erbaut zu Anfang der 80er-Jahre des letzten Jahrhunderts, als in Basel städtebauliche Diskussionen liefen, die sie toll fand. Zum Messeplatz spazierend erläuterte sie mir dann, wie die Darstellung von hohen Bauten, besonders von Kirchen, in Stadtansichten die Wahrnehmung von *«Stadt»* auf lange Zeit geprägt hat. Das weiss sie so genau, weil sie über Kunstgeschichte zur Architektur kam. Vor diesem Hintergrund betrachteten wir dann am Messeplatz, wie die aktuelle Entwicklung exakt hier mit dem Bau des Messeturms ihren Ausgang nahm. Unterwegs mit Huber hat mich beeindruckt, wie viel – ausgehend von einer Ecke Stadt und dann um

zwei weitere herum spazierend – mit einer Kennerin des Städtebaus wahrnehmbar und verständlich wird. Es war dies der erste Spaziergang und er bestätigte, wie erhelltend diese Form von Stadtbeobachtung sein kann. In analoger Weise ging es dann auf 25 weitere, wieder ganz andere Stadtspaziergänge dieser inspirierenden, persönlichen Art.

Wie bei Huber wurden die Spaziergänge zu *Ansichten* im hübschen Doppelsinn von Schauen und Meinen. Auf Englisch ist der Doppelsinn fast noch kräftiger: *Points of view*. Die Gespräche zu diesen ‹Points of view› waren zunächst vom fragenden und nachfragenden journalistischen Interesse getrieben. Doch darin gab es auch Raum für jene erzählende Gesprächigkeit, die auf Spaziergängen leichter als sonst entsteht. Einiges vom Besonderen in den Ansichten ging genau daraus hervor. In der anschliessenden Darstellung war es mir ein Anliegen, die jeweilige ‹Ansicht› möglichst genau zu treffen. Es sind Gesprächsaufzeichnungen, die in der Atmosphäre des Spaziergangs und der Beschreibung der Orte und Persönlichkeiten unterwegs wie eingebettet sind. Sie entfalten sich als Mischung von Reportage, Porträt und Gespräch. Die kritische Neugier des Fragenstellers von unterwegs wechselte beim Schreiben in die distanzierte Nüchternheit des registrierenden Begleiters. Alle Gespräche wurden auf Hochdeutsch geführt. Das hat das Transkribieren der Aufnahmen erleichtert.

Unterwegs habe ich die ‹Points of view› und meine Gesprächspartnerinnen und -partner auch fotografiert. Diese Bilder gehören zur Darstellung der Spaziergänge integral dazu: Sie machen das Erzählte bildhaft nachvollziehbar. Manche Bauwerke erscheinen mehrfach, jedoch stets aus anderer Perspektive. Und auch diese Ansichten sind natürlich dem Wandel unterworfen: Die Kräne stehen jetzt an anderen Orten, die Türme sind teils nochmals gewachsen ... Die Fotografien vom Spaziergang selbst werden durch einzelne Bilder ergänzt, die einen wichtigen Kontext zeigen.

Bei den Architekten und Beobachterinnen aus der Architekturszene fing der Spaziergang meist bei einem Bauwerk früherer Generationen an, das sie inspiriert. Paola Maranta, die mit Partner Quintus Miller das Baloise-Hochhaus gebaut hat, zeigte mir,

was sie an der Antoniuskirche interessant findet. Die Gesprächspartnerinnen und -partner, die nicht aus der Architektur kommen, gingen auf ihren Spaziergängen zumeist von Stadtorten aus, die für sie eher eine biografische als eine architekturgeschichtliche Bedeutung haben. Mit Ständerätin Eva Herzog etwa war der Startpunkt das Restaurant Hirschenneck, weil sie in ihrer Studienzeit gerne dort war und im zugehörigen ‹Dritte-Welt-Laden› arbeitete. Vom jeweiligen Ausgangspunkt aus entwickelte sich dann jede Geschichte auf eigenständige Weise. Und jede einzelne bietet eine Sicht auf die Stadt, die in sich stimmig und aufschlussreich ist.

Doch in der Sammlung der Spaziergänge entsteht noch etwas darüber hinaus: Die Geschichten berühren sich. Im Gespräch mit Münsterpfarrerin Caroline Schröder Field spielt – wenig überraschend – das Münster eine entscheidende Rolle. Überraschend war hingegen, dass Severin Schwan, der Roche-CEO, seine Beobachtungen zum Hochhausboom ebenfalls auf dem Hintergrund einer Münster-Betrachtung entwickelte. In ähnlicher Weise zeigten sich auf dem entstehenden Stadtplan meiner Spaziergänge sukzessive weitere Knotenpunkte, an denen sich die verschiedenen Ansichten wie Schichten der Beobachtung überlagern. Im Stadtcasino und am Barfüsserplatz zum Beispiel. Auf der Mittleren Brücke. Überhaupt in der Altstadt. Dann auch am Bahnhof SBB und besonders auffällig entlang des Rheins: Er fliesst facettenreich in viele Geschichten ein.

In der Art, wie sich die verschiedenen Geschichten an diesen Orten berührten und verzahnten, entwickelte sich auch die inhaltliche Dimension des Buchs. Die Spaziergänge zeigten zunächst, wie die spezifischen Gegebenheiten des Basler Stadtraums die Entwicklung antreiben: Weil die Grenzen zu Deutschland, Frankreich und zum Baselbiet so nah sind und der Raum für eine Entwicklung darum stark beschränkt ist, geht die städtebauliche Verdichtung hier stärker als anderswo in der Schweiz in die Höhe. Und das geschieht umso heftiger, weil hier zwei international tätige Pharmakonzerne ansässig sind, die nicht nur global-wirtschaftlich prosperieren, sondern mitten in der kleinen Stadt auch ihre Hauptsitze erneuern. Diese übergeordneten Kernfaktoren der

Veränderung werden von den spazierenden Beobachterinnen und Beobachtern dann aber mit den Hintergründen ihres jeweiligen Wissens und ihrer persönlichen Wahrnehmung auf differenzierte und überaus spannende Art konfrontiert. Sie gewähren uns Einblicke in die Überlegungen, die zur architektonischen Gestalt einzelner Bauwerke führten. Sie erklären wichtige Kriterien der urbanistischen Entwicklung der Stadt und erläutern Motive von unternehmerischen Entscheiden. Vor allem aber stellen sie in diesem Buch vielseitige Bezüge der Architektur zu anderen relevanten Diskursen der Stadt her. Sie ordnen die aktuelle Veränderung in den Lauf der Geschichte und Geistesgeschichte ein und reflektieren sie in politischen, sozialen und kulturellen Zusammenhängen. Aus 26 kleinen Spaziergängen durch verschiedene Stadtteile wird ein grosser durch die ganze Stadt. Die einzelnen Ansichten verweben sich dabei zu einem Panorama der Stadt Basel am Anfang der 20er-Jahre des 21. Jahrhunderts.

Die Abfolge der Geschichten im Buch und ihre Gruppierung in fünf Kapiteln unterstreichen die Vielfältigkeit dieses Panoramas. Im ersten Kapitel finden sich «Übersichten» ganz unterschiedlichen Typs. Die weiteren Kapitel stellen die Geschichten in den örtlichen Rahmen der ausgemachten Knotenpunkte auf dem Stadtplan der Spaziergänge. Da treffen sich deutlich divergierende Perspektiven und machen ein weites Feld von überraschenden Verbindungen auf – vielleicht abstrakten Bildern ähnlich, die sich kaum je auf den ersten Blick erschliessen.

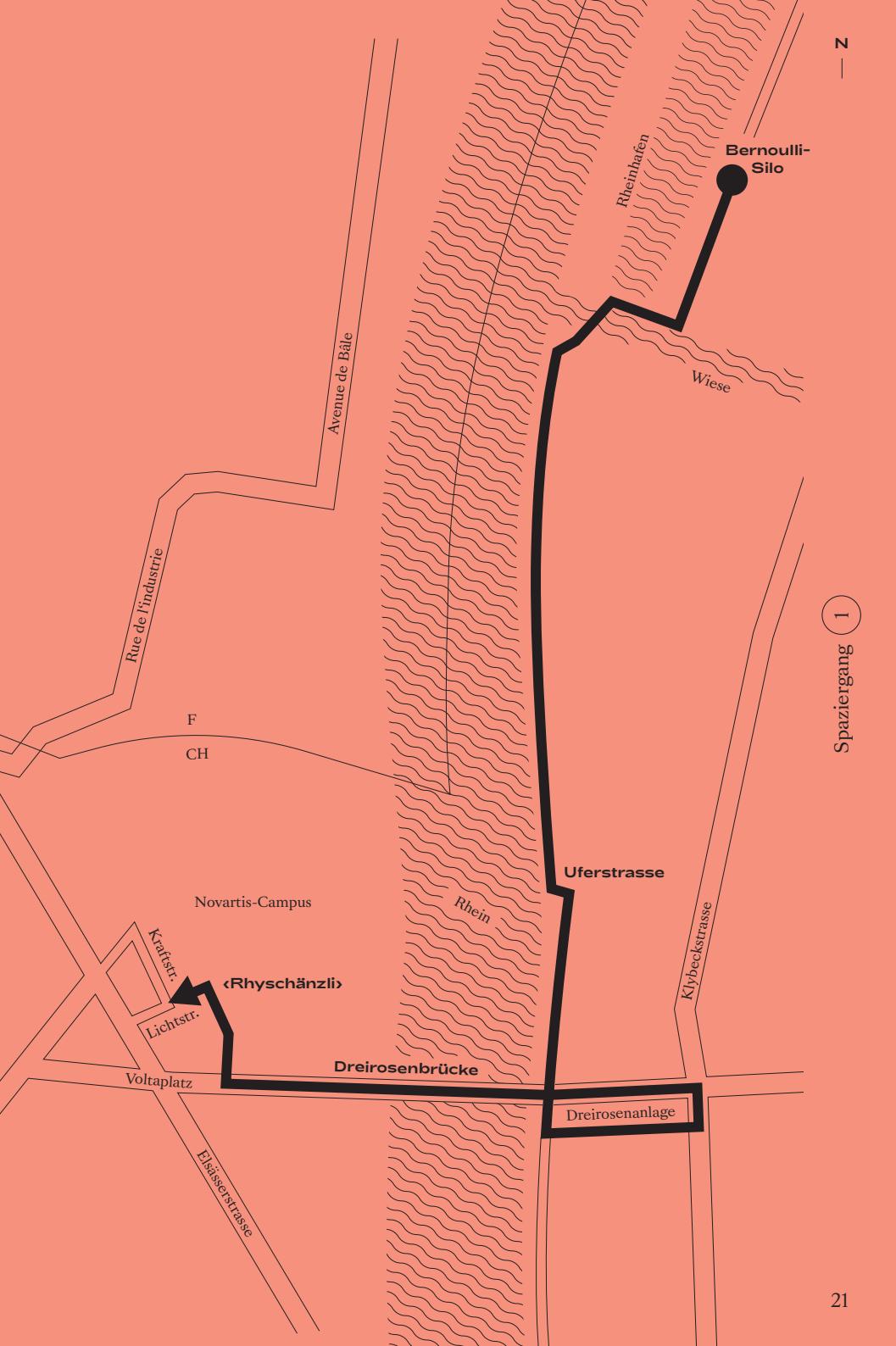
Obwohl besonders das zeitgeschichtliche Panoramabild das Ziel war, bietet das Buch auch allerlei weitere Lesarten an. Aus den Beobachtungen der Architektinnen und Architekturspezialisten ist ein passant ein unsystematischer, origineller Architekturführer entstanden, in dem unter anderem Top-Architektinnen und Architekten aus der Basler Architekturgeschichte herleiten, warum sie etwas tun und anderes lassen. Zugleich ist das Buch eine Sammlung teils sehr persönlicher Porträts inspirierender Stadtbewohner:innen geworden. Und schliesslich ist es einfach ein Spaziergangbuch, das dazu anregen soll, den beschriebenen Routen oder Teilen davon selbst nachzugehen. Nicht alle thematisier-

ten Orte sind öffentlich zugänglich, namentlich einige der unterwegs besuchten Türme und Aussichtspunkte sind es nicht. Doch dieses Manko wird von der beredten ‹Begleitung› der hier gewählten Stadtführerinnen und Stadtführer zweifellos kompensiert.

Am Ende des Buches steht die Betrachtung eines Wandbilds im Sandgrubenschulhaus. Es stammt von Rudolf Maeglin und stellt eine Baustelle am Rhein dar. Die Ausführungen dazu entstanden auf dem Spaziergang mit dem Kunsthistoriker Peter Suter, der mir anschaulich demonstrierte, wie Kunst am Bau in der Architektur der Stadt stets mitspielt. Suter erläutert, wie Maeglins Baustellenbild deutlich den Geist seiner Entstehungszeit, des Anfangs der 1950er-Jahre, atmet und dennoch weit über seine Zeit hinausweist. In ähnlichem Sinn ist die Sammlung der Spaziergangsgeschichten in diesem Buch eine Momentaufnahme zur Entwicklung Basels, die ganz unserer Gegenwart zugehörig ist, die Stadt aber zugleich als grosse Baustelle im langen Fluss der Zeit zeigt.

Eine vertikale Stadt im Werden

Unterwegs mit Jacques Herzog



Jacques Herzog schaut von der Terrasse des Bernoulli-Silos die Silhouette Basels an: wie sie sich abhebt von der Industrielandschaft hier im Hafen. Und dann folgt sein Blick ganz langsam dem Lauf des Rheins: «Unglaublich ...», sagt er, «ich



war nie mehr da: Von hier oben ist das ja eine völlig andere Stadt». Etwa 50 Meter hoch ist die Aussichtsterrasse des Getreidesilos, das Hans Bernoulli 1924 gebaut hat. Und von da oben fängt Herzog die Aussicht nun mit seinem iPhone ein. Klick für Klick wie neu auf das blickend, was er aus so vielen Perspektiven so oft, so genau angeschaut und reflektiert hat, immer wieder, ein Architektenleben lang. Und nach einem letzten Klick Richtung Norden steckt er das iPhone zurück in die Jackentasche und sagt: «Hier fängt Europa an! Diese Landschaft ist einmalig; in der Schweiz gibt es nichts Vergleichbares! Dieser metropolitane Raum mit einer Million Einwohnern für die Stadt des 21. Jahrhunderts hat ein unglaubliches Potenzial!» Für Herzog und Pierre de Meuron, die seit ihrer Jugend sukzessive gemeinsam einen ganzen Architekturkosmos erdacht und erschlossen haben, wurde diese Aussicht zu einer prägenden Kraft. Dieses «Potenzial» – ein Schüsselwort für Herzog – weiterzuentwickeln aus dem Gepräge der gewachsenen Stadt, das ist ein Kern des städtebaulichen Denkens in und aus ihrem Basel. Und was die Stadt formte, seit Langem, erklärt Herzog auf dem Turm von Bernoulli so: «Entlang des Rheins reihen sich die Quartiere von Osten nach Westen aneinander und erzählen die Geschichte Basels. Jede Epoche hat ein Gesicht. Schon das Münster sitzt wie ein Naturphänomen auf diesem Hügel am Rhein. Das ist Basel.»

«Eine Stadt im Werden?» heisst die Studie, die Herzog & de Meuron 1992 gemeinsam mit dem Künstler Rémy Zaugg über die Perspektiven des Basler Städtebaus herausgegeben haben. Nun vergleicht Herzog die damalige Analyse mit der gewordenen Stadt: «Richtung Norden entwickelt sich die Stadt tatsächlich langsam.» Und dennoch sei unübersehbar,

dass sie nun auch in diese nördliche Richtung ausgreife. «Die Transformation im Klybeck beginnt, und durch den Entscheid, das Hafenbecken 3 zu realisieren, entsteht ein Riesenpotenzial für die übernächste Entwicklungsphase, weil dadurch Anknüpfungspunkte zu Weil und Lörrach geschaffen werden.» Und da stösse die Stadt keineswegs in Niemandsland vor: «Unser Engagement bei Vitra in Weil haben wir immer als wichtigen Beitrag für eine Entwicklung über die Grenze hinweg verstanden, denn der grossartige Vitra-Campus öffnet die Stadt nach Norden hin.» Herzogs Hand weist in Richtung dieses Horizonts



jenseits des Hafens und seiner Insel-Gebäudelandschaft. Und übrigens: «In Riehen öffnet die Fondation Beyeler den Raum Richtung Lörrach in vergleichbarer Weise. Zweimal Weltklasse-Kultur an der Peripherie der Stadt, auch das gibt's sonst nirgends in der Schweiz.»

Zugleich sei die Grenze seit 1992 weiter als Faktor der Stadtentwicklung in anderer, fast gegenteiliger Weise wirksam geblieben. Nun wieder stadtwärts schauend sagt Herzog: «Dadurch, dass die Kantonsfläche blass 37 Quadratkilometer beträgt, ging die Entwicklung ganz entschieden in die Höhe: Basel wird die erste vertikale Stadt der Schweiz – oder besser gesagt: Sie ist es zum Teil schon.» Diese Entwicklung sei auf bemerkenswerte Art eine Mischung von Kontinuität und Bruch. «Die Industrieareale von Novartis und Roche wurden nicht wie andernorts zu neuen Nutzungen transformiert, sondern von den Unternehmen als Firmensitze des 21. Jahrhunderts umstrukturiert. Diese Kontinuität ist einmalig und für Basel bezeichnend.» Doch die Dynamik, die auf diesen Arealen entstand, sei beispiellos und bedeute darum – historisch betrachtet – einen Bruch. Er sagt: «Die Power, mit der diese Transformierung umgesetzt wurde, gleicht dem Ausbruch

eines Vulkans. Zwei Weltfirmen in einer Top-Branche sagen neu: Das ist und bleibt unser Standort, mitten in der Stadt ... Das ist unglaublich! Darum kam es zu dem Massstabssprung hier.» Und wie er beispielsweise das Wort «Power» mit lautmalerischer Kraft ausspricht, ist manchmal etwas fast vulkanisch Eruptives auch in der Erzählung Herzogs, das unbedingte Engagement anzeigen, aus dem er denkt.

Zur Zeit von «Eine Stadt im Werden?» hätten sie sich diesen Vulkan nicht einmal in den kühnsten Träumen vorstellen können, obwohl sie schon damals versucht hätten, «gross zu denken». Nun die Möglichkeit zu haben, diesen Sprung mitzustalten, sei für sie ein ungeheures Glück. Ein Glück, sagt Herzog, zu dem sie selbst auch etwas beigetragen hätten, «weil wir uns selber natürlich auch stark entwickelt haben und nicht nur in Basel, sondern auf der ganzen Welt tätig wurden und sind. Das gab uns das Ansehen und die Glaubwürdigkeit, das auch stemmen zu können.»

Jetzt schaut Herzog zu den Roche-Türmen hinüber, die sich von hier aus hinter dem Thomy-Areal und dem Messe-turm zum Himmel recken. Er macht zwei Schritte in diese Richtung, hält dann aber inne und sagt entschuldigend: «Ich baue Hochhäuser, aber ganz schwindelfrei bin ich nicht.»

Ohne diese Erklärung wäre das nicht aufgefallen, und dann folgt auch schon, was er zur vertikalen Stadt ergänzen wollte: «Die Entwicklung ins Vertikale sollte sich hier in Basel noch radikalisieren.» Dann erläutert er etwas Erstes zum Bild des Roche-Areals in der Stadt, das in Bezug auf die radikale Vertikale ja schon deutlich mehr als nur ein Anfang ist: «An dieser Ansicht gefällt mir, dass man gut den Abstand sieht, den der neue Laborbau zu den beiden Türmen hat. Von der Innenstadt aus gesehen, klebt der eigentlich zu stark an den Türmen dran. Die Dichte ist schon ausserordentlich.»



Dann in Ruhe eine zweite Runde des Schauens in der spürbar bewegten Mittagsluft. Vielleicht der Moment, noch etwas zu Bernoullis Gebäude zu sagen, auf dem wir stehen? Herzog: «Gern, doch lieber unten, Bernoullis steiles Silodach ist ja toll, aber uuhh, von hier kann ich da fast nicht hinschauen.» Also geht es im alten Lift wieder hinunter und vor das Silo hinaus. Da erzählt Herzog, wie wichtig im städtebaulichen Nachdenken die Spaziergänge und die Velofahrten durch die Stadt seien. «Die Anschauung, also das faktische Erleben von Architektur, das ist extrem wichtig. Lucius Burckhardt hat uns da stark inspiriert.» Burckhardt war einer ihrer ETH-Professoren und er war es, der den Spaziergang zu einer wissenschaftlichen Disziplin entwickelte. Und an Spaziergängen sei wirklich etwas Besonderes, sagt Herzog. Er sei oft auch allein unterwegs gewesen, aber dann vor allem mit Pierre de Meuron und mit Rémy Zaugg, dem Künstler und Freund. Und es sei schwer zu sagen, wie das funktioniere, das gemeinsame Analysieren und Erkennen unterwegs. «Es passiert einfach etwas, auch heute, wenn wir mit Ai Weiwei irgendwo unterwegs sind.» Der ist nach dem Tod von Rémy Zaugg zeitweilig ein weiterer wichtiger künstlerischer Begleiter geworden. Man rede, unterwegs, im Autobus oder der U-Bahn, «und irgendwann verstehst du etwas, was du allein wohl nicht gemerkt hättest». So, und jetzt Bernoulli. Herzog mustert – nun eben von unten – das Silo mit dem steilen Dach und beginnt zu erklären, warum Bernoulli ihn als Städtebauer und Architekt beeindruckt: «Wie er hier im Hafenareal einen Industriebau schuf und dabei ganz klar die Idee der Kathedrale im Kopf hatte. Wie er in einer radikalen Sprache Tradition und Moderne verbunden hat, das ist einfach toll.» Und natürlich sei eindrücklich, dass das Silo noch immer in der gleichen Funktion in Betrieb sei wie vor fast hundert Jahren. Doch auch hier ist für Herzog «das Potenzial» noch fast wichtiger:



«Man sieht an der Qualität dieses Baus sofort, dass man das Gebäude auch völlig anders neu nutzen könnte. Als Moschee, als säkularen Bau oder irgendetwas, das die Kraft des Gebäudes aufnimmt und weiterführt.» Denn das Gebäude gehöre zu denen, «die eine Magie haben und darum auf eine ganz tiefe Art schön sind».

Aldo Rossi, der wichtigste Lehrer von Herzog und de Meuron an der ETH in den 70er-Jahren, habe angesichts dieser Fähigkeit grosser, schöner Gebäude zur Transformation von der «Permanenz des Baudenkmals» und der «Permanenz der Stadt» gesprochen. Und genau dies stellt sich Herzog hier mit dem Bernoulli-Silo vor: Dieses Areal könnte sich als neuer Teil von Basel am Rhein weiterentwickeln, und das Silo könnte – vielleicht eben als Moschee – darin ein wichtiger «architektonischer Anker» bleiben. Solche Vorstellungen Herzogs sind natürlich längst gesättigt von der gewaltigen Erfahrung, die er gemeinsam mit Pierre de Meuron als weltweit tätiger Architekt gewonnen hat. Die Tate Modern in London, sagt Herzog, sei ein gutes Beispiel, wie das gehen kann. «Das war ja ein Kraftwerk aus den 60er-Jahren, das Giles Gilbert Scott in der Typologie des mehrschiffigen Kirchenbaus gebaut hat, ausgerichtet auf den Turm der St. Paul's Cathedral. Er hat also ganz klar ein städtisches Monument erbaut, obwohl es *nur* ein Kraftwerk war.» Herzog & de Meuron machten daraus den Aufsehen erregenden Museumsbau (a), der sie als Architekten auf dem internationalen Parkett etablierte, auch weil es ihnen gelang, das Ikonische des Bauwerks mit der neuen Nutzung noch prägnanter zu zeigen. Das bedeutet Rossis Permanenz in der gebauten Welt von Herzog & de Meuron. Die Idee mit der Moschee hingegen knüpfte daran an, dass sie für ein Projekt in Doha einmal vorgeschlagen hätten, einen Getreidespeicher in eine Moschee zu verwandeln. Das sei nicht zustande gekommen, «aber das hätte ich unglaublich gern gebaut».



a

Mit dem Velo geht es nun Richtung Uferstrasse und Rhein. Herzog ist gern auf dem Velo unterwegs. Manchmal wird mehr als radeln daraus, dann geht es mit dem Rennrad über Pässe, denn Fitness zählt etwas bei ihm. Und darum ist es jetzt, so flach den Rhein entlang, voll locker ... Klar, die städtebaulichen Studien hätten geholfen, sich in der Architekturszene zu etablieren. «Diese gaben uns Glaubwürdigkeit. Und die Kantonsarchitekten wussten und respektierten, dass wir die Stadt in manchem besser kannten als sie.» Und nein, sagt er, während die Pedale wie von selbst drehen, Vorbilder habe er nie gehabt. Es gebe aber einfach Leute, die er toll fand und findet, auch in Basel. Da gehöre Hans Bernoulli dazu. Und dessen Zeitgenossen Hans Schmidt und Hannes Meyer auch. «Auch wegen ihrem starken sozialen Engagement.» Und stolz sei er als Basler auf die drei gewesen, weil sie radikaler waren als ihre Zürcher Zeitgenossen. «Frecher, mutiger, weniger bürgerlich.»



Als er dann wenig später sagt: «Und das sind die Kummerbuben hier», sind längst nicht mehr irgendwelche Architekten gemeint, sondern die banalen Industriebauten an der Uferstrasse. «Die wollen gar nicht hier sein.» So denkt Herzog also Gebäude: dass sie, wenn sie gut sind, eine wie

dem Ort entwachsene Persönlichkeit hätten, die dem verwandt ist, was beim Menschen Wille heisst ... Derweil sucht er den richtigen Ort für einen Blick über den Rhein auf den Novartis-Campus. Beim alten Hafenkran am Klybeckufer hält er an und schiebt das Velo auf das Plätzchen darunter.

Im Schatten des Krans holt Herzog aus: «Lampugnani hat vieles richtig gemacht, und eigentlich ist da ein neues Stück Stadt am Rhein entstanden.» Lampugnani, das ist der Architekt und Architekturhistoriker Vittorio M. Lampugnani, der den Campus der Novartis geplant hat. Nach drei Prinzipien: Die Hauptachse ist die schnurgerade Fabrikstrasse. Die Nebenstrassen stehen in relativ enger Folge senkrecht

zu ihr. Und die Gebäude sind 23,5 Meter hoch. Möglichst alle ... Der Nachteil des geometrischen Rasters sei, so Herzog, dass die Anlage, während sie wachse, sich gleichzeitig wie vom Rhein zurückziehe. «Man sieht von hier aus sehr schön, wie sich der Abstand der Gebäude zum Rhein hin vergrössert, weil der Rhein hier sein Knie hat.» Und die Präsenz am Rhein, das hängt von oben auf dem Bernoulli-Silo noch klar im Ohr, sei in Basel halt wichtig. «Wir waren darum enorm froh, dass wir den damaligen Novartis-CEO Daniel Vasella überzeugen konnten, dass hier in der Ecke des Campus am Rhein ein klarer Akzent richtig ist.» Asklepios 8 heisst der Bau. Herzog erklärt: «Die 23,5 Meter des Lampugnani-Plans sieht man im unteren Teil des Baus. Wir nahmen die also auf, setzten darauf einen Mittelteil und dann nochmals 23,5 Meter oben drauf.» Und dann: «Diese Lage, direkt am Rhein, lädt zu dieser grösseren Höhe einfach ein ... und das ist ja noch nicht einmal ein richtiges Hochhaus.» Immerhin sei es nun hoch genug, ergänzt er, dass ein klar sichtbarer Bezug zum ähnlich hohen Gebäude von Suter & Suter auf dieser Seite der Dreirosenbrücke entstehen konnte. Auch das sei wichtig. Und dann folgt noch eine kurze Potenzial-Studie für die Campus-Zukunft: «Novartis hat jetzt angefangen, den Campus zu öffnen. Ich bin sicher, in Zukunft werden sie noch viel weiter gehen: Ein Hotel und auch Wohnungen wären da die konsequente Entwicklung. Und die wird kommen, ganz sicher.» Ein Tankschiff tutet. Es klingt wie bestellt zur Untermalung der Potenzial-Prognose.

Auf dem Velo geht es weiter, hinauf auf die Dreirosenbrücke. Also zuerst unter ihr hindurch und dann auf sie hinauf, die Dreirosen-anlage entlang, wo Kinder spielen, also langsam. Oben auf der Brücke beginnt der Spaziergang. Herzog analysiert, was die Architektur der heutigen Zeit bestimmt: «Es gibt keinen Kanon mehr in der Architektur. Wir leben in einer Krise des Ästhetischen, in einer Epoche des Zweifels. Das meine ich auch ganz persönlich. Der Zweifel treibt mich an. Und um.» Jeder Bau sei darum eine ganz eigene, ganz neue Herausforderung, wie ein Experiment.

Nicht um des Experiments willen, überhaupt nicht. «Sondern wir wollen jedes Mal das Potenzial ausloten, so, dass es im Gebauten einen Benefit ergibt, für die Bauherrschaft und die Stadt. Bernoulli, Meyer und Schmidt waren auf ihre Art sozial und gesellschaftlich engagiert. Wir sind es so.» Rechte Hand am Lenker, den Blick über das Brückengeländer auf den Rhein, an dem wird er sich nie sattsehen. Herzogs Schritt wird langsam. «Funktioniert nicht auch die Natur so? Mit ihren Mutationen? Und plötzlich ist etwas Neues da. Wie aus nichts!» Rheinisch leise, diese Herzog-Sätze.

Dann stoppt Herzog ganz, lehnt das Velo ans Brückengeländer und weist nun erneut auf den Asklepios-Bau auf dem Novartis-Areal: «Da haben wir wirklich etwas total Neues gemacht.» Aufgezogene Sonnenstoren auf der linken Seite des Gebäudes zeigen beinahe augenzwinkernd an, dass der Bau aus einem Arsenal von lauter Leichtigkeit errichtet wurde. Leicht auch die Erklärung: «Wir haben hergebrachte Fas-



sadenkonzepte durch eine ausgeklügelt-innovative Struktur aus feinen Stützen, Sonnenschutz und Gläsern schlicht überholt», und dann ist der Schnelldenker – auch hier – analytisch schon wieder weiter. «Diese Eleganz, die stimmt hier und gefällt natürlich allen. Und dennoch: daraus ein Rezept abzuleiten, wäre für uns total absurd.» Von da liegt der Blick rheinaufwärts und die vergleichende Frage zum Meret Oppenheim-Hochhaus nahe. «Klar», sagt Herzog, doch zunächst, genau hier in der Mitte der Brücke, noch dies: «Unmöglich, was es für das räumliche Empfinden der Stadt ausmacht, wenn der Fluss so hoch ist wie jetzt: Diese Ebene, die da auf uns zukommt, diese Dimension. Und daran angrenzend tolle einzelne Gebäude, die sich alle zum öffentlichen Raum öffnen, das ist doch eine ganz einfache Vision einer Stadt. Da geht mir das Herz auf! Hinter all dem steht



halt eine unglaubliche Liebe zu Basel. Darum macht es mich auch so kaputt, wenn der FCB in der Krise ist – aber die ist jetzt ja hoffentlich vorbei.»

Von da macht Herzog den Sprung zum Meret Oppenheim-Hochhaus, kurz MOH, das eben nicht am Rhein steht, sondern am SBB-Gleisfeld beim Bahnhof: «Die Eisenbahn und ihre die alte Stadt umfliessenden Gleisanlagen sind fast wie ein zweiter Fluss durch die Stadt. Auch da sind Hochhäuser städtebaulich sinnvoll.» Weil genügend Raum sei, damit ein Hochhaus eine städtebauliche Qualität entwickeln könne. Und so sei das MOH der industriellen Anmutung der Gleise, des Bahnhofs und der Passerelle entwachsen, «als eine Art Fels aus verspielt gestapelten Volumen oder», kurze Pause, «vielleicht als eine Art Koloss. Mit diesen Gitterstäben ist diese Fassade aber *auch* sehr lebendig und präsentiert sich immer wieder anders – kann aber an diesem Ort natürlich nicht die unglaubliche Eleganz haben wie Asklepios hier am Rhein.» Herzog schaut eine gute Weile lang hinüber auf die MOH-Fassade mit ihren gerade etwa zu einem Drittel offenen Gitterstoren. «Vielleicht wäre es sinnvoll gewesen, das Gebäude noch heller zu machen. Aber es passt auch so, von nah erst recht ... Ich verstehe natürlich, dass man unsere Gebäude miteinander vergleicht. Das liegt auf der Hand. Dabei vergisst man aber, dass jede unserer Lösungen sich aus einer speziellen städtebaulichen Situation ergibt. Dadurch erklären sich diese unterschiedlichen Bauten.» Verständlich auch, dass Kritik geäussert wird. «Gerade wegen unseres experimentellen Ansatzes sind wir ja schwierig einzuordnen: eine Zeit des Zweifels darf man auch bei der Be trachtung unserer Bauten einräumen.» Ärgerlich hingegen finde er, wenn Kritik Ausdruck von nörgelnder Fortschrittskepsis sei. «Das geht mir – ich kann's nicht anders sagen – echt auf den Geist, und in Basel ist diese Art der Kritik leider verbreitet.» Und dann, nun wieder ganz am Ort hier auf der Brücke und im Blick auf das faktische Neben- und Ineinander der alten Kirchturmspitzen und

der neuen, flachen Hochhäuser in der Stadtsilhouette, sagt Herzog: «Diese alten Türme, manche mit eleganten Glockentürmchen obendrauf, diese Spitzen, die zum Himmel ragen, sogar auf Schulhäusern, die haben natürlich eine grossartige Ausstrahlung und eine tolle Individualität. Und das ist das, was den Menschen fehlt bei den neuen Hochbauten.»

Back to the future. In die vertikale Stadt. Auf der Brücke nun schon abwärts gehend ins Grossbasel kommt Herzog nochmals auf das Thema Kritik zurück: «Was die Zeit mit der Kritik macht, ist ja auch spannend!» Bei Roche sei das klassisch gelaufen. «Krasse Kritik und Ablehnung standen am Anfang – der Himmel sei den Baslern durch den Roche-Turm gestohlen worden –, und dann kamen sukzessive die Akzeptanz und schliesslich die Freude an der neuen Silhouette, dann Stolz auf das neue Wahrzeichen bis hin zur Identifikation mit diesem vertikalen Stadtteil.» Später macht Herzog einen zweiten Nachtrag, diesmal zu den spitzen Kirchtürmen und den flachen Hochhäusern: «Hochhäuser, die sich verjüngen, haben mehr Charakter und erhalten – wie gute Kirchtürme – eine Individualität.» Damit sind wir am Grossbasler Brückenkopf angelangt und schauen dahin zurück, wo die Stadt noch immer Kleinbasel heisst, obwohl die vertikale Stadt gerade da ihr Zentrum bekommen hat: mit den sich verjüngenden Doppeltürmen von Roche. «Diese ganze



neue Stadt in der Stadt, die der Roche-Cluster schon ist, wurde in diese pyramidale Form eingebaut. Die Türme sind in einer sehr einfachen Sprache ausgebildet, eigentlich hardcore «Sixties» mit diesen geschichte-



ten Fensterbändern. Im Weiteren nehmen wir die 30er-Jahre-Ästhetik von Otto Salvisberg auf. Darauf haben wir uns beschränkt.» Im Rückblick sei er froh, dass Roche den sehr viel komplexeren und eigentlich architektonisch raffinierteren Spiralturm abgelehnt habe, den Herzog & de Meuron vorgeschlagen hatten. «Das hätte man als Solitär machen, aber nie zu einem ganzen Cluster ausbauen können.» Und der Cluster, das sei das Entscheidende in der Ausbildung und Entwicklung der vertikalen Stadt. «Wenn du heute durch die Grenzacherstrasse gehst, spürst du jetzt schon einen Hauch von Manhattan, obwohl da noch die ganzen Baucontainer rumstehen.»

Es hat angefangen zu tröpfeln, Herzog hat es noch nicht bemerkt. Dank der Konzentration – oder der Kappe. Und so führt er den Cluster-Gedanken noch ein bisschen durch Basel spazieren. Baloise Park: «Hübsche Enge. Den Turm hätte ich mir noch höher gewünscht. Aber das Ensemble hat etwas Grossstädtisches.» Messe: «Wäre gut, wenn da noch der Rosentalturm käme. Weil der Messe-Cluster dann noch kompakter würde. Gerade aus dieser Perspektive würde der neue Claraturm da stärker angebunden. So steht er – wie gesagt von hier aus – ein bisschen verloren vor der Roche-Pyramide.» Dann geht es Richtung Zentrum, via Biozentrum. «So solo hat das eine erratische und unversöhnliche Wirkung. Wir sagten ursprünglich, dass man im historischen Zentrum keine Hochhäuser machen sollte, aber als dann das Klinikum 2 nebst dem Biozentrum auch als Hochhaus geplant wurde, fanden wir, dass für das Klinikum 3 ein drittes als Ergänzung dazu noch das Beste wäre. So haben wir es für diesen Kontext entworfen, und das ist jetzt so geplant.» Der Cluster also auch als städtebauliches Korrekturprogramm.



«Fängt es jetzt noch an zu regnen?» Es tröpfelte schon beim Hauch von Manhattan in der Grenzacherstrasse. «Echt?» Wie auch immer: Wir gehen nun nicht ins Büro von Herzog & de Meuron an

der Rheinschanze, sondern ins Restaurant Rhyschänzli, denn da gibt es neben Namensverwandtschaft und Regenschutz auch noch Suppe. Auf die Sonnenschirme fallend wird das kleine bisschen Regen zur hübschen Perkussionsbegleitung, wenn Herzog nun geistig noch ganz ins Zentrum spaziert – ins Zentrum der Stadt und ins Zentrum seiner eigenen Stadtwahrnehmung. «Etwas, das mir wichtig ist, hat man unterwegs auf diesem Spaziergang nicht gesehen: Unser städtebauliches Nachdenken begann in der Innenstadt. Und als wir da den Musiksaal machen durften, ist wirklich ein Traum in Erfüllung gegangen.» Auch, weil aus der genauen Kenntnis von Sache und Ort etwas Besonderes gelungen sei: «Es war ein Befreiungsschlag. Ganz im Zentrum der Innenstadt hat diese Intervention eine Art Hinterhof, einen wirklichen Schandfleck in Basel, neu in einen Ort mit einer tollen städtischen Qualität verwandelt.» Und natürlich freue es ihn, dass die Leute das gut finden, auf Anhieb und – wie es scheint – einhellig diesmal. Auch, weil dadurch nun realistisch werde, das «Neudenken der Innenstadt» fortzusetzen. «Da möchte ich wahnsinnig gern noch weitermachen.»

Das Musiksaalprojekt zeigt für Herzog beispielhaft auch den emotionalen Kern der Basler Arbeit: Bauen in Basel sei fundamental anders als etwa in New York (zum Beispiel beim berühmt gewordenen Jenga Tower an der 56 Leonard Street): «Hier bleiben wir emotional verbunden mit den Projekten bis ins kleinste Detail. Weil wir von hier sind. Das geht ganz tief: Wir möchten unseren Beitrag leisten zu dieser Stadt. Dass sie erfolgreich ist und auch als erfolgreich wahrgenommen wird.» Gut umgehen mit der Stadt, aus der man kommt, das ist für Herzog ein ganz zentraler Wert und eine Selbstverständlichkeit zugleich. Und in der Architektur funktioniere das so direkt wie in keinem anderen Beruf: Orte schaffen, die es möglich machen zu leben. Und zwar möglichst gut. So sind für Herzog die Stadt Basel und die Architekturstadt Basel ein und dasselbe. Und im gefühlten Zentrum dieser Stadt steht für ihn nicht ein Hochhaus, sondern dieses Bild: «In Basel findest du auf irgendeinem abgeschiedenen Plätzchen einen

kleinen Brunnen oder eine Skulptur, die der Kunstkredit bezahlt hat, und kannst auf einem Schildchen lesen, wer das gemacht hat und den Namen des Brunnens oder der Skulptur. Das röhrt mich zu Tränen.»

Zum Schluss ein Wort zu Pierre. Pierre de Meuron also, Herzogs Alter Ego in der Architekturkarriere zu zweit. Sie waren 2001 die Ersten, die den wichtigsten Architekturpreis, den Pritzker-Preis, als Team erhielten, 23 Solisten waren vorangegangen. Wie das funktioniere zu zweit, sagt Herzog, sei das A und O ihrer Karriere und dennoch fast unmöglich zu beschreiben. «Wir haben nie viel über die Aufgabenteilung geredet oder genau abgemacht, was jeder zu tun hat.» Er habe einfach immer wieder festgestellt, «dass Pierre in allen Projekten voll präsent ist als Architekt und dann noch alles erledigt, was ich nicht kann und nicht will und nicht können will. Er war immer eine Art CEO nebenbei, der dafür sorgte, dass wir stemmen können, was wir machen ... und dass ich mich auf das Kreative, das Gestalterische konzentrieren kann; das kann ich und mache es auch unglaublich gerne. All das ermöglicht Pierre. Einfach so ...» So selbstverständlich vielleicht, wie an der Rhyschänzli-Ecke

dieser Stadt die Kraft- in die Lichtstrasse mündet, während Regentropfen leise und unrythmisch weitertrommelnd auf die Storen fallen und die Suppe kommt.



Jacques Herzog (*1950)

Seit 1978 Gründungspartner des Architekturbüros Herzog & de Meuron in Basel. Studium an der ETH Zürich unter anderem bei Aldo Rossi. Gastprofessur an der Harvard University (1989 und seit 1994) und 1999–2018 Professur an der ETH Zürich und Mitgründer des ETH Studio Basel – Institut Stadt der Gegenwart, ETHZ. Bauten (Auswahl): Stadien: St. Jakob, Basel; Allianz-Arena, München; Olympiastadion, Peking; Museen: Tate Modern, London; De Young, San Francisco; VitraHaus und Vitra Schaudepot, Vitra-Campus, Weil am Rhein; Küppersmühle Duisburg; M+, Hongkong; Hochhäuser: 56 Leonard Street, New York; Beirut Terraces, Beirut; One Park Drive, London; Elbphilharmonie, Hamburg; Meret Oppenheim-Hochhaus, Basel; Roche-Hauptsitz, Basel; Auszeichnungen (Auswahl): Pritzker-Architekturpreis 2001, Praemium Imperiale 2007.